

Halle'sche Zeitung.

Kauzige-Geldern
Die hier erscheinende Halle'sche Zeitung...

Bezugs-Preis
In Halle und Umgebungen 2,50 M.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Nummer 201. Halle, Dienstag, 1. Mai 1894. 186. Jahrgang.

Neueste Nachrichten.

(Eigene Drahtberichte und Fernsprechnachrichten.)

Berlin, 1. Mai. Heute am 1. Mai wird die sozialistische Partei 34 Verfallungen abhalten. Zu den 14 Parteimitgliedern sind noch 20 Gewerkschaftsvertreter gekommen.

Berlin, 1. Mai. Der frühere Bankier Maack aus Charlottenburg, der seiner Zeit wegen Bankrotts zur mehrjährigen Gefängnisstrafe verurteilt wurde, ist vor Kurzem aus Böhmen entlassen worden, weil nach ärztlichem Gutachten ein längeres Verweilen Gefahr für sein Leben in sich birgt.

Berlin, 1. Mai. Nach Meldung der Münchener Nachrichten ist die letzte Nummer der sozialistischen Münchener Post beschlagnahmt worden. Die Mehrzahl begründet die 97 des Reichstagsverzeichnisses (Regierungsbedrohung).

Hamburg, 1. Mai. Der verantwortliche Redakteur des Hamburger Echo Heine ist wegen Verleumdung des Senats zu 5 Monaten Gefängnis verurteilt worden.

Werdau (Nobis), 1. Mai. Heute Morgen hat hier ein Köchlinger seiner Wirthin, der er 6 Mark schuldet, mit einem Brotmesser den Hals abgeschnitten. Der Wörder wurde, im Welt schlafen vorgefunden, verhaftet.

Wien, 30. April. Im Laufe des Nachmittags wiederholten sich die Aufmärsche der Arbeiter und anderer Beschäftigten in der Begleit-Clatsing und hernach, als von einer Schaar, welche die bei dem Neubau des Bauhauses am Platz Beschäftigten genoss zum Theil zuzugewandte, mehrere besonders gewaltthätige Individuen verhaftet wurden, wurden die Beschäftigten mit Steinen beworfen. Ein Wassermann ist verletzt worden. Die Besatzung gab Mordschüsse ab, durch welche zwei Personen leicht verwundet wurden. Spätere Anmerkungen von dem Polizeikommissariat und vor dem Versteckhof der Arbeiter in Hernals, wo insbesondere hundert von Kindern hier durch Weifen und Fischen herbeigeholt, wurden von der Polizei allmählich auseinander getrieben. Die Aufmärsche gaben Mordschüsse ab, durch welche zwei Personen leicht verwundet wurden. Spätere Anmerkungen von dem Polizeikommissariat und vor dem Versteckhof der Arbeiter in Hernals, wo insbesondere hundert von Kindern hier durch Weifen und Fischen herbeigeholt, wurden von der Polizei allmählich auseinander getrieben.

Wien, 1. Mai. Der amtliche Bericht über die gestrige Gezeife in Clatsing konstatirt, daß 8 Beschäftigte, welche den sich widersetzenden verhafteten Arbeiter Marsch in die Beschäftigten trafen, von der selbstig angekommenen Menge mit einem förmlichen Steinregen überschüttet wurden, wobei die letzteren in Gefahr kamen überdrossigt zu werden. Aus diesem Grunde gab ein Wachmann Schüsse ab, um die andringende Menge im letzten Augenblick zurückzuhalten. Die beiden Verwundeten wurden in ein Krankenhaus untergebracht. Außer Jermos wurden durch inzwischen eingetretene Wundverletzungen noch 17 Personen verhaftet. Am Abend war die Ruhe wieder hergestellt.

Wien, 1. Mai. In der heutigen Plenarsitzung der Akademie der Wissenschaften konstatirt der Präsident gegenüber den Meldungen einiger Mäpater auf Grund der von kompetenter Stelle eingeholten Informationen unter gleichzeitiger Aufhebung der Anwesenheit, daß der Erzherzog Joseph, der der Akademie, nicht angehört habe, derselben als Ehrenmitglied anzugehören.

Wien, 30. April. Die Unterredung über das Gerücht, daß am Samstag in einem Waggon des Nachmittags abgehenden Schnellzuges, in dem sich angeblich der Erzherzog befunden habe, eine Angel eingebracht sei, ergab, daß auf diesem Zuge überhaupt kein Personenwagen, indem sich mehrere Wüstlinge befanden, ein Schuß aus einem Zimmergewehr abgegeben, aber Niemand verletzt worden sei. In dem Zuge befand sich jedoch nicht der Erzherzog Josef, sondern dessen Sohn Jakobus, der von dem Vorfall gar nichts erfährt. Der Vorfall dürfte darauf zurückzuführen sein, daß an dem Thore wiederholt Anaben auf Abgelossen.

Wien, 30. April. Der Redakteur des Bremer Sozialisten-Organs, Joseph Bahalla, sowie sieben sozialistische Arbeiter aus Bremen wurde wegen Verbreitung anarchistischer Flugchriften in die hiesige Provinz eingekerkert. Da man für morgen in den Fabrikläden erste Arbeiterunruhen befürchtet, sind überall die Garntionen und die Polizeimannschaften verstärkt worden.

Neidberg (Walden) 30. April. Sämmtliche Arbeiter der Schwebfabrik von Langenitz, Adolf Bahll, A. Ael und Bengel Jantich haben die Arbeit niedergelegt, weil ihnen der 1. Mai als Feiertag nicht bewilligt wurde.

Paris, 30. April. Die heutigen Zeitungen berichten über eine neue Spionage-Affaire, die sich in Eures abspielt hat. Dort ist ein Beamter eines großen Werkes, jedenfalls der Porzellanmanufaktur, plötzlich entlassen worden, da er in den dringenden Verdacht stand, zwecks Zeilung von Spionagediensten mit Deutschen in Verbindung getreten zu sein. Ein Polizeidirektor wurde mit der Untersuchung der Angelegenheit beauftragt.

London, 1. Mai. Das Unterhaus nahm nach zweitägiger Debatte die 1. Lesung der Bill, betreffend Entschärfung der Strafe in Wales an.

Wesgrad, 30. April. Die Ernennung des Erbkönigs Milan zum Generalinspektor der kaiserlichen Armee ist unmittelbar bevorstehend.

Washington, 1. Mai. Der amerikanische Konsul in La Libertad meldet, im westlichen Theile von San Salvador sei eine neue Revolution ausgebrochen.

Unser handelspolitisches Verhältniß zu Spanien

Ist seit Abschluß des neuen Handelsvertrags wahrhaft einzig in seiner Art. Der Vertrag ist am 8. August 1893 abgeschlossen und es ist an demselben Tage eine Erklärung vereinbart worden, nach welcher er sobald als möglich den betreffenden Parlamenten beider Länder zur Genehmigung vorgelegt und die Ratifikationen spätestens am 31. Dezember 1893 ausgefertigt werden sollten. Demgemäß ist die Vorlage an den deutschen Reichstag sofort bei dessen Zusammentritt im November erfolgt, und bereitete hat sich bereit, den Vertrag anzunehmen, damit die vereinbarte Ratifikationsfrist eingehalten werden könne. Die spanische Regierung dagegen erklärte in der zweiten Hälfte des Dezember, daß die Cortes wegen Ertränkung des spanischen Ministerpräsidenten im Dezember nicht mehr zusammentreten könnten, also die Möglichkeit des Austausch der Ratifikationen zu dem verabredeten Termine ausgeschlossen sei. Auf ihren Wunsch wurde die Frist bis zum 31. Januar 1894 verlängert und für diese Zeit ein neues Zollprovisorium vereinbart. Allein der 31. Januar kam heran, ohne daß die Einberufung der Cortes erfolgt wäre, und man fand zweckmäßig eine abermalige Verlängerung bis zum 31. März vorzunehmen, in der Voraussetzung, daß bis dahin die Durchberatung des Vertrags in den Cortes werde abgeschlossen sein. Aber schon Anfang März war klar, daß dieser Termin nicht eingehalten werden würde, da die Beratung der Cortes erst für die letzte Märzwoche in Aussicht stand. Auf Antrag der spanischen Regierung wurde das Provisorium nochmals bis zum 15. Mai verlängert, bis zu welchem Zeitpunkt die Durchberatung des Vertrages „nummehr mit Bestimmtheit“ angenommen wurde. Jetzt naht der 15. Mai heran, und von Tag zu Tag wächst die Wahrscheinlichkeit, daß bis dahin die Durchberatung der Cortes nicht gefahren sein wird. Wenn im gewöhnlichen Leben ein Kontrakt seiner Willkürtheiten dearr behandelt, so würde man hier versucht sein, ihn nachzugehen, daß er den Andern zum Nachtheil sei. Entspricht es der Würde des Deutschen Reichs sich von Spanien, das immer in dieser Hinsicht so häufig auf seinen Forderungen bestehen muß, doch ganz andere materielle Interessen auf dem Spiele stehen als es thatsächlich der Fall ist, um eine derartige Behandlung erträglich erscheinen zu lassen. Ueber die Vertheile, welche der Handelsvertrag uns bietet, gehen die Ansichten beiderseits auseinander, darüber aber ist kaum ein Zweifel, daß von dem Provisorium Spanien, seit ihm vom 1. Januar ab unter ermäßigter Weiszoll in vollem Umfange zu gute kommt, einen größeren Nutzen hat, als wir. Eine nochmalige Verlängerung des Provisoriums würde demnach zum mindesten nicht zur Befriedigung der Erledigung des Vertrages in den Cortes beitragen. Insofern, die volle Tragweite der Abschließung eines etwaigen neuen Vertrags der spanischen Regierung auf Verlängerung des Provisoriums ist natürlich nur die Zeitung unseres Ansehens im Auslande im Stande. Sollte sie die Verantwortung für das Eintreten eines vertragslosen Zustandes nicht glauben übernehmen zu können, so würde, wie die Dinge liegen, ein abermaliges Provisorium ins Auge gefaßt werden müssen. Mit Bestimmtheit muß aber erwartet werden, daß ein solches nicht ohne vorherige Zustimmung des Reichstages eintreten würde. Der Umstand, daß die Antzweiflung des Provisoriums vom 1. Januar unter Vorbehalt der nachträglichen Zustimmung des Reichstages keine tadelnde Kritik von parlamentarischer Seite erfahren hat, kann neben der von der Regierung als ein Wiederholung eines derartigen gefehrvollen Vorgehens bedenklicher Art angesehen werden, auch darin ein Zeichen der Förderung zurückfallen, daß das vereinbarte Recht des Reichstages unter allen Umständen, ohne Ansehung des Falles, gewahrt werden muß.

In Ueberein kommen wir uns mit den folgenden Ausführungen der „Samburger Nachrichten“ nur einverstanden erklären:

Die Handelsvertheile Spaniens, welche jetzt den Umsatz der deutschen Waare erregt, hätte vorzuziehen werden und auf deutscher Seite in Rechnung gezogen werden müssen, indem man die Annahme des Gesetzes durch die Cortes nicht abwartete, bevor der deutsche Reichstag sich mit der Sache befaßte. Aber freilich, abwarten, die wichtigste Arbeit in der Politik ist nicht Nothwendig eigen. Wenn immer alles von heute auf morgen fertig sein soll, um „Erfolge“ aufzuweisen zu können, so ist es z. B. natürlich, daß sich übersehen, angemessene Handelsvertheile bald als höchst bedauerlich, aber doch unvermeidlich, in dem Augenblicke, wenn sie sehr schmerzhaft für das deutsche Nationalgefühl sind. Wenn man nicht die Geduld hat, zu warten, bis der Ruchdug gar ist, und ihn zu früh vom Feuer nimmt, muß man sich nicht wundern, wenn er zum Schaden ist. Früher wurde Spanien so behandelt, daß ihm die Last wenig, Verschuldung zum Varen zu halten und mit vollem Rechte. Auch heute mußte man aus der Vergangenheit wissen, wie man mit Spanien daran war, wessen man sich von ihm zu versehen hatte und mußte sich darnach richten. Die Haltung Spaniens während des deutsch-französischen Krieges, während des Karolinenkrieges und bei späteren Gelegenheiten hat in Deutschland genugsam Klarheit über die vertriehenen Bestimmungen Spaniens gewährt, und es befand kein Grund zu der Annahme, daß sich hierin etwas geändert habe. Der wichtige Punkt diesem Lande gegenüber konnte nur darin bestehen, den lastlichen Hochmuß, der sich in demselben Maße häuete zu äußern pflegt, in welchem ihm die innere und äußere Berechtigung dazu liegt, nicht durch überflüssiges Entgegenkommen nach mehr zu zeigen, sondern Spanien als europäisches Nationalvolk zu behandeln und alles zu vermeiden, was in Madrid den Anschein erwecken könnte, als lege man in Deutschland besondere Werth auf die Beziehungen zu Spanien. Dann wäre nicht nur Spanien und gekommen und wir hätten einen vortheilhaften Vertrag, nach dem erstens, sondern es wäre uns auch die letzte denigende Lage diesem untergeordneten Staate gegenüber erspart geblieben.

Deutsches Reich.

Der Kaiser hat gestern Mittag 2 Uhr Schluß verlassen und ist des Abends um 7 Uhr auf Schloß Friedrichshof zum Besuch der Kaiserin Friedrich eingetroffen. Heute Abend genobt der Kaiser Friedrichshof zu verlassen, am 2. Mai früh 8 Uhr auf der Waldpark-Station einzutreffen und von da früh 8 Uhr nach Kassel zu reisen.

Der Kaiser hätte in seiner Ausdeutung an den Bürgermeistern Vorsteh seine Freunde darüber ausgesprochen, daß er nicht in München ein Haus als feierliches Wohnsitz geüben bestie. Dazu heueren die „M. N.“:

Diese Worte erinnern uns an die Thatfache, daß die Hohenzollern noch einen anderen Besitz innerhalb Bayerns Grenzen haben und zwar gemeinschaftlich mit den Wittelsbachern. Es ist das die alte Hohenzollernburg in Nürnberg. Es war am 30. August 1866, acht Tage nach dem Friedensschluß, als König Ludwig II. an König Wilhelm von Preußen einen Brief richtete, in dem er ihm den Wittelsbach der Hohenzollernburg anbot. Der Brief ist in S. v. Sebels Werk „Die Begründung des deutschen Reichs durch Wilhelm I.“ mitgetheilt. Er lautet:

„Nachdem der Friede zwischen uns geschlossen, und eine feste und dauernde Freundschaft zwischen unseren Säugern und Söhnen begründet ist, bezieht es mich, dieser auch einen äußeren symbolischen Ausdruck zu geben, indem ich Ew. Königl. Majestät anbietet, die erwerbende Burg Ihrer Mähnen zu Nürnberg gemeinschaftlich mit mir zu besitzen. Wenn von den Jinnen dieser gemeinschaftlichen Mähnen die Mähnen von Hohenzollern und Wittelsbach vereinigt werden, müßte darin ein Symbol erkannt werden, daß Preußen und Bayern einträchtig über die Entschiedenheit, Zukunft, welche die Vorhänge durch Ew. Königl. Majestät in neue Bahnen gelenkt hat.“

Wie verlautet, soll während der Anwesenheit des Prinzen Heinrich von Preußen in Petersburg über den Plan einer Zusammenkunft zwischen dem deutschen Kaiser und dem Zaren berathen werden.

Aus Friedrichshof wird gemeldet, daß die Heberfiedlung des Fürsten Bismarck nach Vargin, falls es die Witterung gestattet, in der ersten Hälfte des Juni stattfinden. Von einer Bahrezeit die nicht der Altrichsfeier für dieses Jahr befallentlich ab die Militärvorrede aus dem Sidmosen von Hofstein werden mit ihren Tönen am Himmelstergelänge mit Ertragung in Friedrichshof eintreffen, um den Fürsten zu begrüßen. Man markirt um 12 1/2 Uhr von Vargin mit Musikbegleitung nach dem Schloßpark, wo die Duation stattfindet.

Ueberhand Kräftegründe gehen zur Zeit wieder durch die Presse, und zwar in Aufzählung auf die Klagen über die Trennung des Reichsanwaltens von dem des preussischen Ministerpräsidenten. Ein Blatt erzählt sogar wörtlich:

„Caprioli wird die nächste Gelegenbeit benutzen, um dem Kaiser sein Entlassungsgesuch zu überreichen; dann wird Fürst Bismarck in die Stelle des Reichsanwaltens und preussischen Ministerpräsidenten berufen, Berberit wird Leiter der Kaiserlichen Kanzlei, Graf Guleburg bester Minister des Innern, und des Uebrige befindet Herr Mauer.“

Daß das eine Mährzergeschichte ist, braucht nicht erst gesagt zu werden. Nach der „Köln. Volks-Ztg.“ gehen den „Bismarckianern“ als kommende Männer für den Fall, daß Caprioli im Laufe dieses Jahres seinen Abschied einreichen sollte, neben Herrn von Bismarck noch ein anderer pensionirter Minister, Graf Joditz.

Weniger wird auch den Agrarier genau sein; aber General Bismarck ist politisch ein noch unbeschriebenes Blatt und könnte die Agrarier vielleicht ebenso enttäuschen, wie Caprioli es gethan. Man nimmt aber an, daß wenn ein solches Movement eintreten sollte, nicht bloß Graf Caprioli, sondern auch Graf Guleburg seine Entlassung nimmt und der neue Reichsanwalt beide werden in einer Person vereinigt. Als weiterer Nachfolger des Grafen Guleburg werden zwei Herren, darunter der Oberpräsident von Pommern genannt, da man erwartet, der Wechsel werde hier zum Ausdruck bringen, daß man auf „streitwillig-mannschaftliche Bundesgenossenschaft“ verzichte.

Die weitere Gradlinie nach Charakteristik für diese Mittheilung lautet die weitere Bemerkung, daß Fürst Bismarck, nachdem der Besuch des Kaisers mit einem Wüsten gegangen, jetzt wieder frisch, frei, frohlich Opposition mache, als neue Erfindung der Agenten der neuen Ordnungspartei, darauf berednet, den Herrn Reichsanwalt G. Caprioli in seiner Stellung zu befestigen. Die „Tägliche Rundschau“ bemerkt in Uebereinstimmung hiermit:

„Wir brauchen auch diesen Gedächtnis gegenüber nicht besonders zur Vorsicht zu mahnen. Graf Caprioli ist zur Zeit so fest wie je im Sattel, das hat der Verlauf des Mährzischen Streites klar genug bewiesen, und einen Grund für ihn zu finden — wenn überhaupt ein solcher gesucht würde, wäre ein schwaches Zeug. Ueber Graf Joditz, nach General von Bismarck würden sich zur Übernahme einer so viel Selbstlosigkeit erfordernden Stellung bewilligen lassen, wie sie der jetzige Kaiser befehlen.“

Im parlamentarischen Kreise nimmt man an, daß die Session des Reichstages sich mindestens nach die Ende dieses Monats erstreckt. Ueber die Vorlage betreffend die Handelsvertheile hoffen man auch in Bezug auf das Abschließung in dritter Lesung zu einer Verhängung zu gelangen, jedoch der Gegenwärtig noch vor den Finanzministern an das Herrenhaus gelangen kann. — Seitens der Regierung ist dem Abgeordnetenhause ein Gegenentwurf betreffend die Rechte des Bierbrauers an den in die Weieräume eingebrachten Saufen ausgegangen.

Die Kommission des Abgeordnetenhuses für den Dortmund-Rhein-Kanal hat heute die Vorlage mit 12 gegen 8 Stimmen abgelehnt. Die Anträge Hammer und Wagon, welche Theile des Kanals bewilligen wollten, wurden mit 16 gegen 4, bezw. 11 gegen 9 Stimmen abgelehnt.

Aus der bekannten Kabinetsordre des Kaisers, welche sämtlichen Offizieren das Spiel an Totalfahnen verboten, hat man gefolgert, daß überhaupt die Abschaffung des Totalfahners vorbereitet werde. Diese Annahme ist, wie wir aus obfolut authentischer Quelle erfahren, völlig

Feuilleton-Beilage der Halle'schen Zeitung.

Nr. 101.

Halle a. S., Dienstag, den 1. Mai

1894.

»»» O d t. «««

Von Marcellus Emants.

(Nachdruck verboten.)

[8]

Bis zum Nachtsich sprachen sie noch weniger als sonst und mit außergewöhnlich langen Zwischenräumen. Blank, welcher nie mehr als zwei Gläser Wein trank, leerte heute die Flasche und ließ eine zweite aufziehen. Inzwischen erwog er allerlei Mittel, das Geheimniß zu erfahren, welches er so gern kennen mochte, wenn es nur nicht aus Emmas Mund wäre, und welches er dennoch in keiner anderen Weise je erfahren zu können glaubte.

Als endlich das Mädchen zum letzten Male das Zimmer verlassen, legte er seine Serviette neben seinen Teller auf den Tisch, wandte sich mit einem Nuck seitwärts zu seiner Frau, krüchte die Knie und herrschte sie in mehr oder weniger befehlendem Tone an.

„So, jetzt lies mir einmal den Brief vor.“

Einem Augenblick sah sie ihn gerade in die Augen mit einem Blick, eben so durchdringend wie verwundert, eben so abwehrend wie herausfordernd, eben so traurig wie entschlossen.

Ihre zierlich gebogenen Brauen zogen sich zusammen und fast unmerklich erbeben ihre Nasenflügel.

Dann senkten sich die schwarzen Wimpern wieder und, auf das Tisch Tuch hinschauend, und während die zarten Finger mit einem Obismesser spielten, antwortete sie völlig gefaßt:

„Du kannst selber mit Siria so viele Briefe wechseln wie Dir beliebt, aber was er mir schreibt, ist für mich bestimmt, nicht für Dich.“

Blank fühlte, wie er böse wurde. In der Theorie konnte er Emma nicht Unrecht geben, aber was es nicht seine Pflicht, seine Macht gelten zu lassen, wenn ihr Briefwechsel ihn benachteiligte, und also sein Vertrauen mißbraucht wurde?

Er war davon überzeugt, wußte aber nicht gleich, wie er seine Antwort drehen sollte und sagte deshalb:

„D... habt ihr Euch Geheimnisse mitzutheilen! ... Ich wußte das nicht ... ich dachte, daß zwischen Mann und Weib ... aber wenn Du meinst, daß es sich so gehört ... gut ... gut ... gut ... ich werde mich nicht hineinmischen, aber dann auch ... dann auch Vorlesungen treffen, um ...!“

Jetzt ließ Emma sich ebenfalls ein heftiges Wort entfallen.

„Lieber Himmel, ist das ein Gethue wegen solch eines Briefes! Beruhige Dich nur! Es steht nichts drin, was ...“

Inwiefern ist beruhigt sein kann oder will, ist eine Sache! Eine andere Frage ist, ob wir noch vertraulich mit einander verkehren. Darüber scheinen unsere Gedanken auseinander zu gehen.

Ich habe vor Dir nie ein Geheimniß gehabt und ...“

Wieder vollständig ruhig fiel Emma ihm ins Wort:

„Lieber Mann, ich will sogleich den Brief öffnen und Dir vorlesen, was Dich nur einigermaßen interessiren kann. Wirst Du dann nicht mehr zanken? Oder traust Du mir nicht?“

Wenn Du den Brief in Händen haben willst, so sage es nur.“

Es erfolgte keine Antwort.

Der Brief kam wieder zum Vorschein. Sie brach ihn auf und fing an, für sich zu lesen.

Das Gaslicht summte in der beengenden Stille, aus der Küche klang Tellergeräusch und Messerklirren herüber; in der Straße tollte ein Wagen vorüber.

Blank schenkte sich ein und trank sofort sein Glas leer. Aufmerksam sah er bald nach seiner Frau, bald nach dem Briefe hin; jedoch es glückte ihm nicht, irgend etwas zu enträthseln.

Sie hielt das Blatt zu schräg nach ihm hingewendet und den Kopf zu tief darüber gebeugt. Er sah bloß, daß der Brief wenigstens acht eng geschriebene Seiten lang war, daß sie den ersten Bogen hastig überflog, beim zweiten inne hielt, nicht weiter las, nachdenklich das dünne knitternde Papier wieder zusammen faltete und in die Tasche barg.

Er fühlte, daß sie etwas sagen würde und wartete, sich den Bart streichend, in nervöser Spannung.

Es wahrte noch sehr lange und dazwischen summte immerzu die Gasflamme.

Endlich sprach sie mit einer unsicheren Mattigkeit, welche gezwungen klang:

„Er hat vor, nach Aßeh zu gehen.“

„So.“

„Zuor hat er hier im Haag zu thun ... ein paar Tage ... Dann will er ... nach hier kommen ... Abschied zu nehmen.“

Ihre Stimme hatte gezittert. Jetzt würde sie Alles offenbaren. Er war im Begriff ihr zuzurufen: Schweige nur.

Als sie von allein schwieg, sagte er:

„Es ist gut ... wir werden ihn empfangen.“

Wieder vergingen einige Sekunden.

„Wilhelm, ... wir sollten ihn bitten, für die Tage unser Gast zu sein.“

Es war Blank, als ob er einen Schlag in das Angesicht bekam. Nie, nie und nimmer! dröhnte es in seinem Hirn und sein ganzes Sein bäumte sich auf.

Welch' eine Unerfrorenheit! Glaubte sie denn, daß er stoßblind sei? Hielt sie ihn für einen Idioten?

Dennoch wußte er sich genug zu beherrschen, um nicht heftig dagegen zu sprechen.

„Ihn zu Besuch einladen? — Nein, hörst Du, daran denke ich nicht.“

„Warum nicht?“

„Weil ich nicht daran denke! — Ich lade nicht so mir nichts, dir nichts den Ersten Besten zum Besuch ein. Hat er sich hier auch als Hausfreund aufgespielt, ich habe ihm das Recht noch nicht gegeben, sich so zu nennen. Wir haben ihn eingeladen, so oft ich glaube, Dir damit eine Freude zu machen. Zum Dank dafür hat er mich als einen Heuchler, einen Schauspieler hingestellt. Und jetzt sollte ich zu guterletzt mein Haus wie ein Hotel für ihn offen halten? Ich denke nicht daran! Das wäre doch rein zu toll!“

Blank fühlte sehr gut, daß er übertrieb; aber er fand zu gleicher Zeit, daß Emmas Betragen ihn berechtigte, einen noch viel schärferen Ton anzuschlagen. Auch glaubte er um ihren Mund einen Zug zu verspüren, welcher ihn lebhaft an Sirias unausgesprochenen Lächeln erinnerte, und dieses stachelte noch die Gereiztheit auf, welche ihm in jedem Nerv zuckte.

Emma dagegen verlor die Fassung nicht, im Gegentheil, es schien, als beherrschte sie sich selber stets mehr. Wohl spielte sie noch immer mit dem Messer, und sah ihn nicht an; aber ihre leise Stimme klang immer ruhiger, bis sie zuletzt sogar ein wehmüthiger Klang durchzog.

„Ich weiß wohl, daß Du Siria nie verstanden hast. Ihr paßt auch nicht zusammen; aber ich kenne ihn besser als Du. Der Mann ist unglücklich, Wilhelm, sehr unglücklich. Nicht durch gesellschaftliche Verhältnisse oder Familienerenignisse, ach nein; bloß durch seine Weise, zu denken und zu fühlen. Er ist mit sich selber zerfallen. Es fehlt ihm an einer Stütze. Hätte er nur einen stärkeren Freund, zu dem er hinausblicken könnte, aber ... er hat nun einmal keine Freunde. Er fühlt sich so allein, so ... unverstanden. Vielleicht kannst Du so etwas nicht begreifen. Du bist so ganz anders. Du hast einen Halt an der Auffassung Deiner Pflicht der Gesellschaft gegenüber, dann gehörst Du auch zu den glücklichen Menschen, aber ... Und weißt Du, weshalb er jetzt nach Aßeh will? ... Bloß um sich dort erschießen zu lassen.“

Emma hätte kaum Sirias Sache schlechter vertheidigen können. Jedes Wort hatte Blank getroffen wie eine Beleidigung seines Verstandes, seines Geistes, seines Herzens, seiner Weltkenntnis, seines Mitgeföhls, mit einem Wort, seiner ganzen Menschlichkeit. Erregt brach er drum auch los:

„Bleibe doch nur zu Hause mit Deinen romantischen Unsinn! Wenn Siria so außergewöhnlich unglücklich ist, so hat er sich das nur selbst zu verdanken. Ich habe es ihm gesagt, als Du dabei sahest, und ich werde jetzt keine Worte mehr über dieses verrückte Paradies mit einem theatralischen Gefühl und außergewöhnlichen Auffassungen verschwenden. Es ist sonst wohl bezeichnend für unsere Zeit, daß man für einen beschränkteren Dummkopf angesehen wird, wenn man es wagt, seine Pflicht zu thun und glücklich zu sein. — Daß der Mann nach Aßeh gehen

will und es satt hat, hier länger den Soldaten zu spielen, giebt mir eine bessere Meinung von ihm, als ich je gehabt. Aber ist das nun eine Ursache, ihn auf einmal zu bemitleiden? Gehört es nicht zu seinen Fache, für sein Vaterland zu kämpfen? Ich hätte dieses Fach nicht erwählt; aber nun er einmal Militär ist . . . Hast Du Mitleid mit dem ganzen indischen Heere? Das ist ja Alles nur thörichte Sentimentalität! Unsere Offiziere haben es recht gut in Astej! Sie sehen viel von der Welt, amüsiren sich ausgezeichnet und die Mehrzahl kommt mit heiler Haut zurück. Siria ist rüstig, gesund, tapfer, wenn er will; er wird dort leicht befördert werden, und wenn ein Astejese ihn überfällt, so bürgt ich Dir dafür, daß er sich alle Müht geben wird, das Erstochenwerden noch eine Zeit hinauszuschieben. Die Leute, die immer so viel von dem Glend des Lebens und den Vortheilen des Grabes reden, hängen schließlich noch am meisten an der Welt."

Emma war nicht böse geworden, nicht außer Fassung gebracht. In demselben sammetweichen Tone voll ergebener Standhaftigkeit fuhr sie sogleich wieder fort:

"Du weißt viel mehr als er. Ich glaube auch wohl, daß Du über Alles viel gründlicher nachgedacht hast; aber gerade deshalb hoffte ich, daß Du ihm die Thorheit ausreden würdest, in Astej sein Leben aufs Spiel zu setzen. Er geht gewiß nicht dorthin zum Vergnügen oder um Ruhm zu erlangen; denn . . . ach . . . es ist vielleicht verkehrt, aber er giebt einmal nicht auf derlei Dinge."

"Ja, daß er keinen Ehrgeiz hat, ist gewiß nicht seine schönste Seite!"

"Wilhelm, Du kannst doch auch nicht wollen, daß wir später denken müßten, wir hätten ihn retten können und wir haben es nicht gethan."

Die Worte klangen Blank schneidend in die Ohren. Warum sagte sie nicht: ich will ihn hier behalten? Das würde ärgerlich, aber wenigstens aufrichtig sein. War es nicht schändlich, auf das Mitleid ihres Mannes zu sprechen, um einige Tage unter demselben Dach sein zu können mit ihrem . . . ihrem was?

Ihr Freund, ihr Geliebter, ihr „Amant“, was war Siria eigentlich?

Daß er das nicht herausfinden konnte!

Ja, jetzt sollte sie es doch nur endlich heraus sagen. Diese Ungewißheit war nicht zum Aushalten.

Die Luft, sie bei dieser Gelegenheit brüst auszufragen, braunte ihm auf den Lippen und dennoch . . .

In seiner Erregung sprang er auf und stand ihr gerade gegenüber, dann wandte er sich wieder ab und fing an, nervös hin und her zu gehen. Ganze Sätze, schön abgerundet und fein zugespitzt, schwirren ihm durch den Sinn. Jedes Mal näherte er sich, weil er reden wollte und jedes Mal kehrte er zurück, ohne ein Wort hervorgebracht zu haben.

Lieber Himmel, wäre es Dir denn ein solches Opfer, zum ersten Male seit unserer Heirath ein paar Tage lang Hausbesuch zu haben. Er wird Dich ja in nichts hindern. Drei Bierel vom Tage bist Du nicht zu Hauie und er wird wohl auch meistens aus sein. So oft sagst Du: „wenn es Dir ein Vergnügen macht, werde ich es thun.“ Du weißt, daß ich diese Opfer immer ablehne, aber . . . wenn Du so wenig für Siria übrig hast, thue diejes wenigstens einmal mir zu Liebe."

Das war zu viel. Blank verlor seine Selbstbeherrschung so vollständig, daß er seine schönen Wendungen, die er sich zurecht gelegt hatte, nicht zurückfiel.

"Ah! Es wäre für Dich also ein so großes Vergnügen, wenn dieser Romanheld sich hier eine Zeit lang herumtriebe!"

„Ein Romanheld . . . Siria?"

Sie lachte, wie eine Mutter über die Naivität ihres Kindes lacht. Dieses Lachen ließ seinen Zorn übersprudeln; er fuhr auf:

„Ja, ein Romanheld und mir hat er keine Freude bereitet mit all den thörichten Ansichten, die er . . . die durch ihn . . . in Deinen Kopf gekommen. Du sagst mir nichts, weil Du glaubst, daß ich doch nichts verstehe. Ich bin nur so ein Einfaltspine, nicht wahr? . . . Du unterschätzt mich, hörst Du! Ich verstehe mehr, als Du glaubst, und ich sage . . . Du hättest besser gethan, zu bleiben, wie Du warst, als wir uns heiratheten . . . ich meine einfacher . . . prosaischer . . . verständiger . . ."

Er fühlte, daß sein Zorn ihn mit sich forttrieb, daß er weit ging, sehr weit sogar; aber doch auch, daß er noch immer nicht sagte, was er eigentlich sagen mußte, wenn er hören sollte, was er wissen wollte.

Und als jetzt ihre Antwort ausblieb, während er vergebens nach der treffenden Phrase in dem kreisenden Wirbel seiner Gedanken suchte, entfiel ihm plötzlich ein Wort, von dem er selber nicht wußte, wie es ihm jetzt auf die Lippen gekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Glas Bordeaux.

Novellette von Rudolf Rescher.

(Nachdruck verboten.)

[2] Ich verkehrte damals mit keinem Menschen. Ein paar Verbindungsstudenten hatte ich kennen gelernt gegen Willen und Erwarten. Sie kamen, mich zu ihren Kneipen einzuladen, obgleich sie nicht mehr von mir wissen konnten, als daß ich gute Kleider trug und anständig auftrat. Ich war höflich und setzte ihnen auseinander, daß ich nur hierher gekommen sei, Deutsch zu lernen und zu arbeiten, nicht aber irgend einen Anschluß zu Vergnügungen, selbst nicht so angenehmen, wie den gebotenen — Verbeugungen hinüber, herüber — zu suchen. Sie gingen meist von mir mit ziemlich langen, rothen Gesichtern und nach vielen Bücklingen an der Thür, womit junge Leute, die noch nichts geübt haben, meist verschwenderisch ihren Respekt vor ebensolchen Altersgenossen bekunden. Der kurze Ruck, mit dem sie die Mützen vor den Leib zogen und die Hacken zusammenklappten beim Abschied, ist mir unvergeßlich.

Ich arbeitete sehr fleißig. Auch mein Deutsch machte trotz des Mangels an Konversation gute Fortschritte. Des Abends ging ich auf schönen, einsamen Waldwegen, beobachtete die Natur und meinen kleinen Dachshund, der unzertrennlich von mir war und selbst während der Kollegstunden, getreulich wartend, auf dem Universitätsplatz in der Sonne lag.

In einem kleinen Restaurant der Wallgasse pflegte ich zwischen ein und zwei Uhr zu Mittag zu essen. Es gab eine gute Küche dort, erträglichen Landwein und Sonntags eine süße Speise mit vielen alten Kofinen darin und entsetzlich süßer Himbeerjauce. Die Kellnerinnen waren nicht aufdringlich, auch nicht jung oder hübsch, die Zeitungen nicht schmutziger als in anderen Lokalen. Jeden Mittag kurz vor zwei Uhr — es war meist am Ende des Menus — ging die Thüre zum Speisezimmer auf und herein trat eine schwächliche, junge Italienerin mit weißem Kopftuch, unter dem schwarze, glänzende Locken vorfielen auf die hohe, gebräunte Stirn, dunkle, traurige Augen zu beschatten. An einem breiten Band über der rechten Schulter trug sie einen geflochtenen Weidenkorb. Der war schwer und zertrte ihre junge Gestalt zu un schönen Linien. Füße und Hände waren zu groß

und derb; aber das braune Gesichtchen des Mädchens athmete den ganzen melancholischen Liebreiz ihres Walfes und ihrer Jugend; und wenn hinter den vollen, immer ein wenig geöffneten Lippen die prächtig weiße Reihe der Zähne in flüchtigem Lächeln zum Vorschein kam und auf den Wangen für Augenblicke die Grübchen sichtbar wurden, dann hätte man ein Maler sein mögen, um auf einer Leinwand den Liebreiz festzuhalten.

Sie hieß Marietta; Marietta schlankweg. Ihren Vaternamen kannte Niemand, vielleicht sie selbst nicht. Marietta nannten sie Studenten und Wirthe; Marietta nannten sie die Träger und Schaffner am Bahnhof, wo sie zu jedem Zug, der nach Süden oder Norden vorbeiging, ihren Korb mit Apfelsinen, kandirten Früchten, getrockneten Feigen und kleinen, strohumflochtenen Fläschchen trug, in denen ein Bordeauxwein rubinfarben glänzte. Marietta wohnte mit einem krummbeinigen Kastanienröster von unbestimmbarem Alter zusammen. Er war Italiener, wie sie; ob ihr Vater oder Bruder, hat Niemand erfahren. Ihr Mann oder Geliebter war er nicht. Nur auf einem Gang begleitete er sie, zum Mitternachtsschnellzug, sonst nie. Sie sprachen selten zusammen im Gehen.

Junge Burtschen, die das Mädchen sahen und ihr Wesen nicht kannten, machten wohl einmal, müthig durch den Wein, den Versuch, das hübsche, stolze Gesichtchen zu küssen. Aber wer so that bekam einen kräftigen Stoß vor die Brust, ins Gesicht, oder wo's hinfiel, und eine Fluth wilder, fremder Worte sprubelte über den Reden herein. Einen Augenblick später war sie dann wieder ruhig, stich müdlichelnd die Haare aus der Stirn und verkaufte dem kleinmüthig gewordenen Bürtschlein mit einer stolzen Freundlichkeit, die ihr entzündend stand, von ihren Waaren.

Ich hatte niemals den tölpelhaften Versuch gemacht, dem Mädchen Zärtlichkeiten aufzudrängen. Ich kaufte jeden Nachmittag eine Apfelsine von ihr, die sie mir selbst heraus suchte. Dann sprachen wir ein paar Worte zusammen, deutsch, dazwischen italienisch, wie es kam und schneller Herz. Und immer fluthete es wie warmer Sonnenschein über mein Herz, wenn diese dunkler



träumerischen Augen in den meinen ruhten. Sie mochte instinktiv fühlen, daß aus meinen gleichgültigen Worten hervorbrechend ein heißer Hauch sie umschmeichelte und ihr Anderes verrieth, als diese dummen, gleichgültigen Sätze, die der Mund mechanisch bildete. Dann ließ sie wohl, wenn sie mir die Apfelsine reichte, ihre Hand einen Augenblick in meinen Fingern ruhen und lächelte mich an und sprach dazu etwas Gleichgültiges, ein Nichts, auf das ich ebenso antwortete, ohne daran zu denken. Wenn sie gegangen war, konnten meine Gedanken erst bei der Arbeit, im strengen, selbstgeübten Zwang langsam sich kühlen und zur Ruhe kommen. Und wenn in den lateinischen Schriften, die ich lesen mußte, ein Wort vorkam, das ich ähnlich italienisch kannte, dann klang mir's im Ohr mit der Stimme des Mädchens, dann stieg aus den kalten, steifen, todtten Buchstaben des alten, modrigen Buches ein warmes, nickendes, lebendiges Köpfchen auf, und zwischen den weißen Zähnen hinter geöffneten, schwellenden Lippen kamen ganz andere Worte hervor, heiße, stammelnde Liebesworte, wie ich sie nie gehört. Dann fuhr ich plötzlich aus meinen Träumen auf und lachte bitter über mich selbst. . . Es giebt Stunden, in denen jeder Mensch ein großer Dichter wäre, wenn die Hand nur in jagender Eile schreiben könnte, wie das Herz schlägt. Oft kommt mir's an, als hätten die großen Poeten nichts vor uns Andern voraus gehabt, als ein gutes Gedächtniß für ihre Leidenschaften. Das ist kegerisch, ich weiß. Aber es muß auch Kezer geben. . .

Der Herbst war ins Land gekommen. In wenigen Wochen sollte ich das Städtchen verlassen, das ich herzlich liebte, ohne doch einem Menschen darin näher getreten zu sein. An einem prächtigen Septembersonntag ließ mich die Nachmittagssonne, die auf meinen Büchern und Papieren ihr unruhiges Spiel trieb, nicht die Sammlung zur Arbeit finden. Ich klappte zu und prüffte meinem Dachs, der mit fröhlichem Gebell sofort die Führung übernahm. Ein stiller Waldweg lenkte mich auf die Chaussee, die, nach dem kleinen Dörfchen Ringheim führend, um den Berg einen Gürtel langweiliger Pappeln legt. Ich sah auf der breiten, staubigen Fahrstraße Fuhrwerke und Fußgänger, die in fröhlicher Eile dem Dörfchen zustrebten. Wohin die Alle? Ich besann mich und dachte an Mariettas Worte vom Mittag. Sie war etwas früher gekommen und hatte mich eiliger bedient als sonst: „Kirchweih! Kirchweih“ hatte sie mit strahlenden Augen geantwortet.

„Du wirst hingehen Marietta?“

„Si, si.“ Sie nickte eifrig.

Ich deutete auf den Korb. „Wirst Du viel verkaufen dort?“

Sie zuckte gleichgültig mit den Achseln „Possibile.“

„Ja, was willst Du denn sonst dort?“

Ihre dunklen Augen sahen mich fragend an, dann leuchteten sie auf und zwischen den Lippen kam es sehnsüchtig gepreßt hervor: „Ballare!“ Tanzen, also Tanzen!

Ich zahlte die Apfelsine, griff zu meiner Zeitung und sprach

nicht mehr zu ihr. Sie stand noch eine Weile neben mir und schien auf ein Wort zu warten. Da es aber nicht kam, raffte sie mit raschem Griff ihren Korb auf und verließ trozig das Zimmer. . .

Nun stand ich auf der breiten Chaussee die hinführte, wo Marietta tanzte.

Ich schalt mich selbst, aber ich kehrte nicht um und ging hinter singenden Studenten her die Straße nach dem Dorf, wo Marietta jetzt tanzte. Ein heißes quälendes Gefühl trieb mich an, die Schritte zu beschleunigen, ich überholte die Sänger und stand rascher als ich gedacht vor dem „Gasthaus zur Krone,“ dem einzigen Wirthshaus des Dorfes. Aus den geöffneten Fenstern drang Tanzmusik, schlechte und echte Kirchweihmusik. Paare wirbelten am Fenster vorbei, Landmädchen und Dienstmädchen aus der Stadt, festgepackt im Arm von lachenden Studenten. Dazwischen kreischte einmal eine Weiberstimme auf und ein Glas fiel zu Boden. Vor der Treppe stampften Kinder im Sand nach den Klängen, die aus dem Saal drangen. Ich stieg die Treppe hinauf und drängte mich mühsam, jeden Schritt erkämpfend durch die gestauten Massen schaulustiger Bauern und kleiner Leute aus der Stadt bis in den Thürhahmen.

Ueber die Köpfe der tanzenden Paare hinspähend suchte ich nur das weiße Kopftuch Mariettas. Wichtig, dort tauchte es auf und drehte sich. Noch ein paar Bauern zur Seite gedrängt, und ich sah sie. Mit einem Studenten in blaßgrüner Mütze tanzte sie, wild, feurig, ohne Rücksicht zu nehmen oder zu fordern.

Jetzt sah ich das seltsame Paar nicht mehr. Der Tanz war zu Ende und Alles drängte in die kleinen Stuben, die um den Saal gebaut waren. Nur mühsam und langsam kam ich vorwärts. In einer Ecke des hintersten Zimmerchens sah die grüne Mütze bei der Italienerin. Ihr Korb, den sie wohl beim Tanzen hier abgestellt hatte, stand vor ihnen auf dem Tisch. Er sprach in das Mädchen hinein und sie hörte mit unbeweglichem, stolzen Gesichtchen zu. Der junge Mensch stürzte einen halben Liter Weißwein hinunter und stülpte mit renomistischer Gebärde das Glas um. Marietta rührte ihr Glas nicht an. Er beugte sich näher, dichter zu ihr und redete heftiger; ihr Gesichtchen verfinsterte sich. Möglich faßte er sie um die Schulter und sie an sich pressend küßte er sie schallend auf den Hals und die Wangen. Marietta stieß einen Schrei aus, wild und grell wie ein verumbdetes Thier. Sie riß sich los, sprang auf und mit blihenden Augen ihr großes volles Glas ergreifend schleuderte sie es dem Studenten an die Stirn. Die Umstehenden fuhren freischend auseinander; Wein und Glascherben spritzten umher und auf der Stirne des jungen Menschen sickerten rothe Tropfen aus einer schmalen Wunde. Gesicht und Anzug troff ihm von Wein.

(Schluß folgt.)

* Kleines Feuilleton. *

Wiener Modebericht.

Von Renée Francis.

Die sonnige, wonnige Maienzeit! Sie erweckt auch in uns, die wir stets an strenge, berichtende Prosa gebunden sind, dichterische Gefühle! Wir singen in den mannigfachen Variationen des bekannnten Ausspruches: „Thue Geld in Deinen Beutel!“ das Lenzlied der Mode, wenn auch zum Verdrusse aller hartherzigen Gatten und Väter.

Weniger farbenprächtig im Vergleich zum Vorjahre hat sich die heurige Frühlingmode entwickelt; dies hat aber keinesfalls eine Veränderung zum Nachtheile derselben hervorgerufen, im Gegentheil — man hält sich heuer mehr an matte, gesättigte Nuancen, während die schreienden, grellen Farben, in denen die Roben des Frühling und des Sommers 1893 prangten, wohl noch in Jobermanns Gedächtniß sind. Da wurden oft nicht zu rechtfertigende Fehler begangen, vor denen wir heuer hoffentlich gesichert sind. Ein schönes, dunkles Marineblau in beliebiger Zusammenstellung mit einem dunklen, ein wenig leuchtenden Grün, ins Drap spielende graue Farbentöne in Einigung mit zarten, hellen, schimmerigen Nuancen, Beige mit Dunkelbraun oder Mattroth, das sind für Toiletten einfachen Genres begehrte

Combinations. Die lustigen Kleidchen erlauben sich allerdings heuer einen kleinen Mißgriff. Sie schmücken sich mit Zais-Applikationen, die keineswegs dazu beitragen, sie leicht erscheinen zu lassen. Watistückereien, weiß und farbig und Leinwand und Bique bilden, in der Zusammenstellung mit Sammt, die Hauptmaterialien für spätere Toiletten.

Wir wollen in der Folge unserer Leserinnen einige der schönsten, allerneuesten Modelle, die uns zur Ansicht vorgelegt wurden, beschreiben: Eine in altem Styl gehaltene Toilette — zu einem Rocke aus mille-fleurs-Taffetas war eine schwarze Crèpantaille estimmt — hat unser Entzücken ganz besonders hervorgerufen. Die vollkommen anpassende Taille war mit reichen Glockenschößtheilen ausgestattet und für eine Weite aus mille-fleurs-Stoff berechnet. Der separat anzulegende Tunique-Doppelrock war mit prachtvoll schattirten Bandmaschen, dem Charakter des farbig gekümmten Stoffes angepaßt, garnirt. Einem zweiten Kleide aus taffetas framboise war ein eigenartiger Rock beigegeben. Das faltig auffallende Rückenblatt, mit hellgelbem Seidenstoff gefüttert, erscheint nämlich an beiden Seiten nicht befestigt, sondern liegt frei über einem Grundrode aus gelber Seide, der nur bis zum Ansätze des ersteren mit dem Taffetas gedeckt erscheint. Beim Gehen wird durch die Verschiebung der Falten der Rückenbahn der gelbe Seidenstoff sichtbar, der von

dem Devant durch eine schmale, feinen seitlichen Abschluß bildende ecru Spitze gefondbert ist. Einige schmale, gelbe Atlasröllchen umgeben den Rand des unteren Rockes.

Die Taille zu diesem einfach gehaltenen, doch ganz neuartigen Rocke war mit Epauletten und einem hohen Faltenmiedergürtel aus gelbem Atlas ausgestattet; zwei je von der Achsel bis zum Schluß abfallende Spitzenjabots bildeten ihre Vervollständigung. Ein Kleidchen aus rosa Crépon war mit schwarzem Erbsentüll gedeckt, auf welchem mit Zaisgalons applizierte rosa satin duchesse-Streifen sich wirksam geltend machten. Der Erbsentüll, als Doppelrock angebracht und seitwärts mit einem schwarzen Perlengehänge drapirt, deckte die Schenbentaile faltig. Hier erschienen die Streifen nur als horizontale, zweireihige Durchläufer. Daß die Blousen, heuer allerdings in vorherrschender Zusammenstellung mit einem kurzen Bolero- oder Figaro-Spencer, noch immer ungetheilten Beifall finden, giebt davon Zeugnis, wie praktisch diese kleidsame Mode ist. Chinesische und Baistickereien werden zu Blousen verarbeitet; letztere sind mit gleichgetönter, dünner Seiden-Unterlage versehen, welche als selbstständige Blouse auftritt. Diese Form ist wegen des leicht möglichen Zugens der a jour-Oberblouse als besonders praktisch hervorzuheben. Ein weißes Biquekleid mit gelber, in Form einer Schürzentunika angebrachter Stickerei, stellte sich einem ganz gouffrirten, mit Baillethen gestickten Bromenadenmantel aus beige Seidenstoff würdig zur Seite. Den Halsrand umgiebt eine Tüllrosenruche, die sonstige Garnirung des Mantels besteht in verschiednen Schattirten, großen rosa Bandrossetten. Zu einer dunkelblauen Sommer-Crépon-Toilette deren Rock mit einer dicken Rosenruche aus Mousseline-Chiffon garnirt ist, fertigte man eine Passentaille in Schwebenform, am Rande gleichfalls mit einer schmalen, doch ziemlich dichten Ruche begrenzt. In gleichen Zwischenräumen ist die Ruche am Rocke durch grüne Bandrossetten unterbrochen; von der linken Ecke der Passe hängt eine lange, grüne Bandschleife herab.

So könnten wir unseren Leserinnen noch etliche Dutzend ebenso neuer, als aparter Toiletten schülern, wenn der Raum hierzu ausreichen würde. Unsere Konfektionäre haben sich heuer, wie wir bereits einmal zu bemerken Gelegenheit hatten, streng nach dem Kalender gerichtet, denn es sind sogar Hochsommer-Neberjäckchen, vorwiegend in Moiré oder anderen glatten Seidenstoffen, vorbereitet. Dieselben haben ganz kurze, in Serpentinform geschnittene Schöße, sind ganz anliegend und mit gestickten Revers oder Schamtragen ausgestattet; auch die Smokingjacon ist für diesen Zweck sehr beliebt. Reizend, doch unpraktisch ist ein solches Modell, in weißem Apacca mit gelber Stickerei. Die leichten Sommer-Umhüllen, zumeist in Taffetas, moiré antique oder Tüll sind mit Stickerei und Baillethen in reicher Art geziert; die Form derselben nähert sich immer mehr den einfachen Kragen Alt-Wiens.

Wir haben in unserem letzten Hefte eine Fülle neuer Stoffe besprochen und wollen in Ergänzung noch einige ganz neue Gewebe anführen. Als ganz besonders beliebt ist Batist mit kleinem Pepita-Deffin zu betrachten, welcher Genre überhaupt sich von Neuem die ungetheilte Sympathie errungen hat. Außer Batist werden sehr viele reizend gemusterte Satins verarbeitet.

Was den Aufputz der Sommertoilette betrifft, so sind es schattirte Bänder in einzelnen, sich abtönenden Kollerten angebracht, schmale Röllchen aus Atlas, in dicht aneinanderfügenden Reihen und sehr viel Spitzen, welche die Garnirung besorgen; für junge Mädchen nimmt man fast ausschließlich Band, da die momentan dicken Spitzen nicht sehr jugendlich kleiden. Wie wir vernehmen, sollen die Kermel immer noch weiter werden; die Röcke nehmen an Umfang von Neuem zu und haben meist steif gefütterte, etwa 3 1/2 Meter weite Seiden-Unterhöfen; zu den Innengarnituren verwendet man neuerdings viel Band oder gouffrirte, durch Entredeur unterbrochene Taffetasvolants. Helles Seidenfutter, doch in matten abgetönten Farben, dominiert noch immer. Eine neuartige Rock-jacon, doch ausschließlich nur zum Genre tailleur verwendbar, schließt an beiden Seiten mit Stahlknöpfen und ist ringsum vollkommen knapp anliegend.

Bei einem zu großem Ansehen gelangten Toilette-detail, der Masche, soweit sie an Toiletten und nicht als Jabot auftritt, wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß der Knoten verschwunden und durch eine Schlupse ersetzt ist, und daß ausgezackte Ecken geradezu verpönt sind.

Die langen Maschen, welche als Vervollständigung von Confectionsstücken gelten, kleiden sich entweder in Moiré oder sind aus kleingemustertem Pepita-Taffetband oder auch einem in

matten, diskreten Tönen gehaltenen schottischen Seidenstoffe in etwas steifer Qualität ausgeführt. Vielfach fungiren Spitzen in Handarbeit an den Schleißen.

Sehr modern sind mit Baillethen gestickte Strohhüte und duftige, aus Gazebändern zusammengefelte Hüthen, an deren Krämpfen die Bänder als nebeneinanderliegende Volants auftreten. Als Garnitur von Strohhüten benützt man mit buntem Fittler besetzte, schimmernde Straußfedern. — Baillethen überall, ein Zeichen, daß diese an sich vergängliche Mode ihrem Ende entgegengeht! (Wiener Mode.)

Allerlei.

— Aus der Welt der Naturwunder. Nicola Tesla, der berühmte Elektriker, erzeugte jüngst, wie „Scientific American“ berichtet, in einem dunklen Raume durch Fischwingenlehen der Luft mittels Einführung elektrischer Ströme von 800 000 Volt Spannung ein herrlich glänzendes Licht. Tesla sagt: Wenn ich die Luftschwingungen auf 1000 oder gar 10 000 Millionen steigern kann, kann ich Sonnenlicht in diesem Raum erzeugen. Schwingungsmehrung folgt aus Mehrung der Volts; deren Steigerung ist aber zur Zeit nicht angängig, weil wir noch keine Mittel kennen, mit so stark gespannten Strömen zu hantiren, ohne das Leben zu gefährden. Wenn es gelingt, die Schwingungen auf das Tausendfache der jetzigen zu bringen, so ist die Erscheinung nicht mehr Electricität, sondern Licht. Nach Teslas Meinung wird auf diesem Wege in absehbarer Zeit Sonnenlicht aus Electricität fabricirt werden können. Mag in diese Prophezeiung eine gute Dosis Sucht nach Forscheruhm gemischt sein, ein „unmöglich“ ist hier sicher nicht am Platz; es würde das Schicksal jener Neukerung theilen, die man noch 1828 dem G. Stephenson in England angesichts seiner Verheißungen über Lokomotivleistungen entgegenhielt: „Die Einwohner von Woolwich würden sich eher auf einer Congaroveschen Rakete abfeuern lassen, als daß sie sich einer so schnellfahrenden Maschine anvertrauen würden.“

— Die entschleierte Zukunft. In einem Pariser Blatte, demselben, welches jetzt Zolas neuesten Roman „Zourdes“ veröffentlicht, begegnen wir unter obiger Chiffre einer Reihe von Briefkasten-Antworten, welche wieder mal den Beweis liefern, daß die Spekulation auf Diejenigen, „welche nicht alle werden“, noch immer goldenen Boden hat. Es heißt da u. A.: „M. R. S. 210. Wenn es noch nicht zu spät ist, unterzeichnen Sie diesen Vertrag nicht, er würde Ihnen nur die Hände binden, ohne irgend welche Gegenleistung. Im Juni wird Ihnen ein anderer Antrag gemacht werden, welcher nach jeder Richtung hin bedeutend vortheilhafter für Sie sein wird. Im Uebrigen dürfte Ihr 31. Lebensjahr nur eine Reihe von Enttäuschungen für Sie sein, vom nächsten 15. Mai aber ab werden sich Ihre Chancen bedeutend günstiger gestalten.“ Recht bezeichnend ist auch die folgende Auskunft: „Martin Gall. — Vom 15. Juni ab bietet Ihr Horoskop während der ganzen neuen Jahresperiode sehr schöne Gewinn-Chancen, besonders aber während der Monate Juli, August, Oktober, November, Januar, Februar und April. Ich kann Ihnen die glücklichsten Tage jeden Monats nur durch eine ganz spezielle und relativ theure (!) Arbeit bezeichnen.“ Es folgen noch vier weitere „Entschleierungen“, die sämmtlich eine glückliche Zukunft zeigen und mit „Dr. G. St.“ unterzeichnet sind. In einer Schlußnote enthüllt sich auch dieser „Doktor“, er schreibt: „An den Doktor zu adressiren mit dem Datum der Geburt und den Fragen, auf welche man Antwort wünscht. Briefe und Geldsendungen sind nach seinem Consultationsbureau Rue des Martyrs Nr. 82 zu dirigiren. Antworten durch den Gil Blas 5 Francs, durch besonderen Brief 10 Francs, ein vollständiges Jahres-Horoskop, sowie eine mündliche Consultation 20 Frs.“

— Die längste Telephonanlage in Europa wird demnächst zwischen Triest und Berlin eröffnet werden. Bei dem vorbereitenden Versuche sang der Berliner Beamte eine Arie aus der Operette „Der Vogelfänger“ in das Instrument, worauf sich der Beamte in Triest mit einem Liede aus der „Cavalleria rusticana“ revanchirte. Die Melodie wurde vortrefflich übertragen, während der Text und auch ein späteres Zwiegespräch weniger deutlich klangen. Diese Schwierigkeiten dürften bei der definitiven Anlage verhältnißmäßig leicht zu überwinden sein. Wir erinnern übrigens daran, daß die längste, telephonische Strecke in Amerika zwischen New-York und Chicago eine Länge von 1500 km besitzt, somit noch um ein Drittel länger ist.

